

# Ruhm, Ruin und Rilke

Von Sandra Kerschbaumer

## Robert Gernhardt bedichtet einfach alles und ist mit seinem neuen Lyrikband „Im Glück und anderswo“ unterwegs

Robert Gernhardt hat Lob und Preis verdient. Denn er ist in der Lyrik der vergangenen Jahrzehnte eine seltene Erscheinung. Wer hat schon wie er in den sechziger und siebziger Jahren so konsequent Sinnbehauptungen durch anarchisches Sprachspiel zersetzt? Zwar stand die gesamte „Neue Frankfurter Schule“ für subversive Parodie, aber niemand hat sich so gekonnt fremde Stimmen angeeignet, alter Sprechweisen bedient und – halb im Scherz – das handwerkliche Können hochgehalten. Gernhardt hat sich dem gängigen Verdikt der Moderne, es lasse sich nicht mehr reimen, aufs Wirkungsvollste widersetzt und in satirischer Unschuld seine Gedichte metrisiert. Lieder, Sonette, Terzinen und Balladen nahmen Gestalt an. Benn und Brecht waren zu hören. Gernhardt ließ Georg Heym in seinem Kosmos des Komischen aufleben: „Wenn ich vom Abendlärm der Städte/ getrieben in die Schenke trete/ um erst mit innigstem Behagen/ so ein, zwei Klare einzujagen“. Das war erfrischend. Aber erst der überraschende Sprung vom spielenden Spötter zum geschmeidigen Dichter hat die Fanfaren ertönen lassen.

Denn aus dem Spiel ging in den späten achtziger Jahren ein markantes Ich hervor. Der lange Umgang mit verschiedenen Formen ermöglichte plötzlich zweierlei: Er gab dem Dichter das notwendige Korsett für den Ausdruck sehr persönlicher Erfahrungen und erleichterte eine Hinwendung zu den großen Gegenständen der Dichtung. Die tiefen Themen – Glauben, Liebe, Vergänglichkeit – konnte Gernhardt leichter als andere zur Sprache bringen. Denn sie verbanden sich bei ihm mit dem Naheliegenden und Alltäglichen. Der glückliche Schwebezustand hielt das Hohe neben dem Niederen, das Tier neben den Tod: „Eine Katze haben,/ heißt eine Katze verlieren./ Andere mögen von Menschen reden,/ ich rede von Tieren“.

Hier sprach einer, der aus dem vollen Leben schöpfte, in gegenwarts gesättigter Direktheit keine Sprachebene scheute. Einer, dessen Gedichte vieles umfassten, weil es zu ihm als heiterem Skeptiker passte, die Welt in ihrem schönen und üblen Mischverhältnis abzubilden. Hierfür aber braucht man alle Töne: „Warum heißt man seit alters sie/ Gegensätze? Das Tiefe, das Flache? Sind nicht/ Verschwistert sie? Es gehet unmerklich/ Das Flache ins Tiefe. Es

spürt der Fuß kaum/ Den schwindenden Boden des Schwimmers“.

Der Gedanke an Ruhm und Ehre für die Fortführung einer im dichtungsernsten Deutschland immer wieder beargwöhnten literarischen Tradition hat sein Recht. Zugleich ist er eine Geißel des neuen Gedichtbandes „Im Glück und anderswo“. Denn er bedingt einige der Hauptschwächen des Buches. In neun Kapiteln zeigt sich der Befund: Mangelnde Strenge, zu große Nachsicht des gefeierten Dichters mit sich selbst.

Da ist zunächst das Problem der Verdoppelung all dessen, was bisher gut war und gut ankam. Das Inventar des neuen Bandes ist dem Gernhardt-Leser daher recht bekannt. Nicht das die wiederkehrenden Themen Mann und Frau, Alter und Tod an Reiz verlören – hier kommt es natürlich auf die Behandlung an. Aber die ICE-Impressionen, Tier- und Sportgedichte erscheinen als schwacher Abglanz ihrer selbst. Wo einst ein Tennis-Gedicht mit der Graf und

einem Kränkungsopokal überraschende Momente enthielt, reißen den inzwischen sportgewohnten Leser die Zeilen über die Schumacher-Brüder trotz aller Fahrtgeschwindigkeit nicht hin. Wieder sterben Katzen in Frankfurt und Montorio und erinnern allenthalben an die kurze Lebensspanne von Kleintieren und anderen Wirbelsäugetieren. Das Problem ist nicht allein die Motivwiederholung, sondern der Abfall der Spannung, der auch durch die stete Wiederkehr der Formen entsteht. So jongliert die einleitende „Rede vom Glück“ in bewährter Weise mit einem Begriff und seinen Ableitungen, ohne dass die zeilenweise Wiederholung zu einer Rhythmisierung, zu einer Steigerung oder gar Pointe führte wie das in vorangegangenen Begriffsspielen wie dem eleganten Gedicht „Viel und leicht“ noch der Fall war. Erneut gibt es parodistische Zitate, Anklänge und Fortschreibungen großer Vorgänger wie Klopstock, Goethe und Wilhelm Busch. Die Ode klingt an, die halbgerimte Volksliedstrophe und der Knittelvers tauchen auf. Da sie dem Dichter längst gefügig sind, lässt die Spannkraft nach, oft sind die Gedichte nicht bis zum Letzten durchformt. So kommt es vor, dass der heikle Schwebezustand zwischen den Tönen nicht gehalten wird. Das Gedicht kippt zu einer Seite: In die ungewollte Deutlichkeit und den Mangel an sonst gewohnter Subtilität. Ist das der Weg zum Ruhm? Hätte es bei einer gut 270-seitigen Sammlung nicht eine strengere Auswahl getan? Warum wird jeder Gegenstand bedichtet? Warum fordert jede lyrische Äußerung ihr Aufenthaltsrecht im Buch? Vielleicht hilft ein Blick auf die vielen „Ruhm“-Gedichte des Bandes.

Des Dichters Gedanken umkreisen diesen Komplex auffallend häufig und zeigen einen Sprecher, den die Angst vor dem Absturz umtreibt. Da scheint in Dunkel und Nichts zu sinken, wer kurz verstummt. Das Gedicht „Bruder Rilke“ schildert die Angst vor der Wortlosigkeit. Nach zehn Tagen mangelnder Produktivität steht dem Dichter das Bild vom zehnjährigen Schweigen des sprachmächtigen Ahnen vor Augen. Ins Nichts zu sinken droht aber auch, wer von anderen nicht wahrgenommen wird. Da kann die Friseurin Marina, die mit ihrer literaturfernen Existenz alle Dichtererfolge ignoriert so bedrohlich sein wie das Schweigen der Kritik: „Sie hatten sich verschworen/ Ihn eiskalt hochzuloben/ Und als sie sicher waren/ Er wähne sich ganz oben/ Da lobten sie ihn runter/ Indem sie eisern schwiegen/ Ihn ängstigte die Stille:/ Sie wird mich doch nicht kriegen?“ So ringt der Dichter um Zustimmung, die ihm zeigt: Du bist da, und plaudert über die Stille hinweg, damit sie ihn nicht verschlingt.

Forscher geht er dort zu Werke, wo der Ruhm in den Hintergrund und das Rühmen in den Vordergrund tritt, im Preisen der Natur etwa. Denn seit den „Lichten Gedichten“ von 1997 stellt sich der Autor einer neuen Herausforderung. Er versucht – jetzt mehr an der präzisen Beschreibung als an der Parodie interessiert – Natureindrücke suggestiv zu Papier zu bringen. Natürlich gelingt dies nicht immer, manches Gedicht bleibt durch Mangel an Kontrast blass. Aber es ist ein reizvolles Unterfangen, die Grenzen des Sagbaren auszuloten und ins rauschende Blattwerk zu greifen. Auch wenn es immer wieder konjunktivischer Vorsicht, ironischer Relativierung durch die Sprechhaltung und Brüche in der letzten Zeile bedarf, lässt der ehemalige Zersetzer es sich nicht nehmen, nun nach dem passenden Ausdruck für das Schöne zu forschen. Im Trotz gegen die eng gesteckten Grenzen der Naturlyrik steckt der alte Gernhardt: „Nein, der machte keinen Wind/ um das Fächeln. ‚Liebes Kind‘/ sprach er, ‚wenn der Wind mich fächelt,/ wird das nicht groß durchgehechelt./ Schau, ich seh im Fächeln nur/ jenes Lächeln der Natur,/ das dem Menschenkind besagt:/ Schön, wenn’s dir bei mir behagt’!“

Neben der Schönheit lauert der Verfall. Hier – im Gefühl der Vanitas – klingen die Grundmotive des Bandes zusammen. Die Vergänglichkeit gründiert manchen Blick auf die schwindende Abendsonne und die sich langsam entblätternde Birke. Sie ist es auch, die den sich gegen den Fluss der Zeit stemmenden Redestrom begründet: „Er strandet klamm und

ausgelaugt:/ Ist's das, wozu Berühmtheit taugt?“ Sie liefert auch die Einsicht in die Nichtigkeit aller Gegenwehr: „Am End bekennt er unverblümt:/ Berühmtheit! Bist nicht so berühmt“.

Robert Gernhardt:

Im Glück und anderswo.

S. Fischer, Frankfurt/M. 284 S., 19,90 E.